

## 7. Sekundärliteratur

### **Daniel Ernst Jablonski. Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren.**

**Dalton, Hermann**

**Berlin, 1903**

#### 20. Der Heimgang.

---

##### **Nutzungsbedingungen**

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))

##### **Terms of use**

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))

## 20. Der Heimgang.

Nun war, erst 52 Jahre alt, am 31. Mai 1740 auch König Friedrich Wilhelm I. in Potsdam entschlafen, der dritte Herrscher in Preußen, seitdem unser Hofprediger ein geistliches Amt bekleidete. Bei der Geburt des Königs, ein Vierteljahr nach dem Tode des Großen Kurfürsten, war Jablonski bereits seit fünf Jahren Pastor. Weder hat er seinen König zum Tode vorbereitet, noch auch ihm die Grabrede gehalten. Wir haben bereits erwähnt, daß damals einem Oberhofprediger nicht ausschließlich die Amtshandlungen im königlichen Hause zufielen. Die Hofprediger standen sich in dieser Beziehung gleich; der nun erst aufgekommene neue Titel war an die Stelle des früheren „ältester Hofprediger“ getreten. Da der leidende König seit einem Monat die Hauptstadt mit dem ihm lieberem Aufenthalt in Potsdam vertauscht hatte, wurde der dortige Hofprediger Cochius, ein Sohn des Hofpredigers und Nachfolgers Jablonskis in Königsberg, an das Sterbelager gerufen; er vollzog auch die kirchliche Handlung, als die Leiche in der Gruft der Garnisonkirche beigesetzt wurde. Des Königs Tod wirkte auf die Bevölkerung wie Befreiung von einer immer drückender empfundenen Last. Mit den Jahren und auch bei zunehmender Eigenwilligkeit war Friedrich Wilhelm argwöhnischer geworden, wenn es galt, neu sich aufdrängende, von der Zeit gebieterisch geforderte Fragen zu entscheiden. In einem vertraulichen Schreiben Jablonskis vom 4. Juni 1740 (also fünf Tage nach dem Tode des Königs geschrieben) stoße ich auf die vorsichtig erwogene Stelle: „Hier (in Berlin) erscheint alles wie aufgelebt und man hört und sieht lauter heitere Stimmen und fröhliche Angesichter (etliche wenige ausgenommen). Und dies nicht ohne Grund, weil Majestät den ersten Antritt der Regierung mit so vielen herrlichen Kennzeichen königlicher Güte und Generosität signalisiert haben, daß man notwendig eine glückliche Regierung ominieren muß.“ In dem gleichen Schreiben ist auch eine Andeutung, warum des Vorsitzenden der Akademie, unseres Jablonski, Angesicht fröhlich gewesen. Friedrich II. hatte in den paar Tagen seit seiner Thronbesteigung bereits von wesentlich günstigen Änderungen in der Umgestaltung der durch seinen Vater zu einem Zustand des Nichtlebens und Nichtsterbens verurteilten Akademie gesprochen.

Ganz besonders war unser Hofprediger durch die Absicht des Königs erfreut, den ersten Sonntag nach dem Ableben des Vaters in die Hauptstadt zu kommen, um dem Gottesdienst in seinem Dome beizuwohnen. Allgemein hatte man sich von dem Kronprinzen, dem Weltweisen von Rheinsberg, eines anderen versehen, als daß ein Kirchgang Anlaß sein würde, Berlin zum ersten Mal als König zu betreten. In dem von dem Kronprinzen während der schönen Tage in Rheinsberg gestifteten „Geheimen

Ritterbund“ befand sich zwar unter den zwölf auserwählten Gliedern auch der frühere reformierte Prediger von Prenzlau; aber Jordan hatte seine Stelle als Pastor niedergelegt, ein geistreicher Büchergelahrter, der auf seinem Sterbebett bereute, mit dem Kronprinzen so oft über die Religion gewizelt zu haben. Durch seinen Kabinettsrat Schumacher hatte der König für die Vormittagspredigt im Dom Jablonski bestimmt; am Nachmittag besuchte er dann noch den Gottesdienst des Propstes an St. Petri, Reinbeck. Die Hulbigungsfeier für den neuen König fand erst zwei Monate nach dem Tode Friedrich Wilhelms am 31. Juli statt. Friedrich II. war zunächst nach Königsberg zur Erb-Hulbigung gefahren und hielt sich von da auf der Durchreise zur weiteren Hulbigung am Rhein einige Tage in Berlin auf. Für Ausrichtung des Gottesdienstes war der achtzigjährige Oberhofprediger erkoren; die Kur- und Mark-Brandenburgischen Stände haben seine Predigt (über 1 Kön. 10, 9) veröffentlichen lassen. Bei einem Vergleich mit der vierzig Jahre früher bei der Königskrönung gehaltenen, bietet sie einen fesselnden Beleg, welche bedeutende Fortschritte Jablonski in seiner Predigtweise gemacht. Die Predigt von 1701 noch in der schweren Gewandung, wie die damals herrschende Predigtkunst sie anzulegen forderte, als ob sie zu einem Vortrag vor Gelehrten im künstlich verschörkelten Stil der Zeit bestimmt wäre; die von 1740 eine schlichte, allgemeinverständliche Auslegung des Wortes Gottes, die mehr Erbauung als Belehrung bezweckt. Nahe lag es, im Eingang der Predigt die Gemeinde darauf hinzuweisen, daß der Name Salomo, von dem das Schriftwort handelt, unserem deutschen Friedrich entspreche. Der Glückwunsch der Königin aus Arabien zeige Dreifaches an, einmal daß Gott der Urheber der Regierung Salomos sei und ihn auf den Thron gesetzt, zum anderen, seine Regierung habe darauf hinzuzielen Gericht und Recht zu halten; und dann, daß Gott dafür Lob und Preis gebühre sowohl seitens des Königs als auch der Untertanen. Auch was die Kürze betrifft, unterscheidet sich die Predigt vorteilhaft von denen der früheren Zeit; das Drängen Friedrich Wilhelms war nicht vergeblich gewesen. Eine Stelle verdient angemerkt zu werden. Als ein Zeichen, daß Gott dies Volk lieb habe wie einst Israel, führt der Prediger an, daß er ihm ein Herrscherhaus vorgelegt, das nun bereits im vierten Jahrhundert in vierzehn Geschlechtern blühe. Allzeit sei der Sohn ohne Vormundschaft dem Vater gefolgt, somit in der Regierungskunst nachdrücklich und aus eigener Erfahrung von ihm unterwiesen worden. Besonders merkwürdig sei, daß Einer der Vorfahren\*) vor anderthalb Jahrhundert Vater, Großvater und Urgroßvater gesehen.

\*) Gemeint ist der Ahne Friedrich des Großen, des Großen Kurfürsten Vater Georg Wilhelm, der bei dem Tode seines Urgroßvaters, des Kurfürsten Johann Georg († 1598), drei Jahre alt war, genau so alt demnach als unser

Was würde wohl Jabloncki dazu gesagt haben, daß anderthalb Jahrhundert später Gott dem Volke das größere Schauspiel gewähret: vier einander folgende Herrscher aus dem blühenden Hohenzollernhaus auf einem Lichtbilde und diese vier nicht zu Kurfürsten, sondern zu deutschen Kaisern und Königen von Preußen berufen! Noch eine andere Stelle sei der Predigt entnommen. Dem anwesenden König legte der Pastor im zweiten Teil warm und entschieden ans Herz, daß die Liebe des Herrschers zu Gott seine Liebe zu den Untertanen nach sich ziehe. In der Ausführung des Gedankens erzählte er von einem vornehmen Fürsten in Deutschland, der im Anfang des 17. Jahrhunderts seine Räte einst um ein Sinnbild gebeten, bei welchem er sich seiner hohen Pflichten gegen seine Untertanen jederzeit erinnern könne. Da habe einer der Räte ein Herz gezeichnet und in demselben ein ruhig schlafendes Schäflein und habe darüber geschrieben: cubiculum gregis, das Fürstenherz der Herde Schlafkammer. \*)

Die Huldbigungs predigt ist nicht die letzte auch im Druck veröffentlichte Festpredigt des nun einundachtzigjährigen Oberhofpredigers. Am 20. Oktober 1740 war unerwartet Kaiser Karl VI. gestorben. Mit seine letzte Regierungshandlung war, in einer geharnischten Anklageschrift wegen der oranischen Baronie Herftall Preußen den Fehbehandschuh vor die Füße zu werfen. Die europäischen Mächte, zumal die Habsburger, glaubten dem emporstrebenden Reich des Großen Kurfürsten in mißgünstiger Laune jede Art Demütigung bieten zu dürfen. Der junge König hob den Handschuh auf; es galt für lange ertragene Unbill abzurechnen. Daß er es wagen konnte, ist nicht das geringste Verdienst seines Vaters. Darum hatte König Friedrich Wilhelm gespart und die zerrütteten Kassen wieder gefüllt, darum hatte er Jahrzehnte hindurch die tüchtigste Truppe geschaffen und geschult, darum gelassen den Spott der Mächte ertragen, daß die Preußen „den Hahn nur spannen, aber nicht losdrücken“, daß sein genialer Sohn alsbald und in geordneter Weise in Schlesien einbrechen und jenen jahrelangen Ringkampf mit Östreich beginnen konnte, aus dem Friedrich der Große als Sieger hervorgegangen. Mitlen im Winter war der König kampfesfröhlich und hoffnungsvoll mit 20000

---

gegenwärtiger Kronprinz zur Zeit, da das prächtige „Vierkaiserbild“ im Lichtdruck angefertigt wurde, er zusammen mit Kaiser Wilhelm I. im Wagen, Kaiser Friedrich III. und Kaiser Wilhelm II. zur Seite reitend.

\*) Ein Zuhörer der Predigt (vergl. Moser, Beitrag zu e. Lexikon. Züllichau 1740) berichtet: „Als ich ihn 1740 die Huldbigungs predigt vor Friedrich II. ablegen hörte, auch ihn nachmals bei einer solennen Ovation im Joachims thalschen Gymnasium sah, ist er mir in allem ohne Veränderung und Abnahme der Kräfte vorgekommen, wie er vor 20 Jahren ausgesehen. Seine Augen waren nicht dunkel geworden und seine Kraft war nicht verfallen (5 Mos. 34, 7).“

Mann über die schlesische Grenze marschiert, am 3. Januar in Breslau eingezogen. Zwei Monate später hatte der Erbprinz von Dessau die starke Festung Glogau erklümt, „die schönste Aktion, die in diesem Seculo geschehen,“ wie der junge Hohenzoller heim meldete. Vier Wochen später, am 10. April, standen sich bei Mollwitz die feindlichen Heerscharen, zusammen etwa 40 000 Mann, zum entscheidungsvollen Waffengang gegenüber, ein überaus blutiges Ringen mit dem Ausgang, daß Feldmarschall Reipperg mit seinen geschlagenen Truppen sich nach Reisse zurückziehen mußte, der König aber mit seiner siegreichen Armee nach Glogau vorrückte.

Bereits am 16. April, dem zweiten Sonntag nach Ostern, war die Kunde des Sieges nach Berlin gelangt. In allen Kirchen wurde ein Dankfestgottesdienst gefeiert. Sämtliche Kanonen auf den Wällen — wir folgen dem Berichte der „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“ (Haude und Spener) vom 18. April 1741 — wurden dreimal gelöst; auf dem großen Paradesfeld (Lustgarten) gab das Dohnasche Regiment ein dreifaches Lauffeuer ab. Die Königin Elisabeth, die Königin-Witwe Sophie, der ganze Hofstaat wohnten dem Gottesdienst im Dom bei und „hörten daselbst die auf solche höchst erfreuliche Begebenheit eingerichtete ausbündig schöne Predigt des berühmten Jablonski mit an.“ Die Predigt erschien wenige Tage vor dem Heimgang des Pastors im Druck; sie gab den Anlaß, daß Leopold Frisch eine mir vorliegende Abhandlung veröffentlichte: „Schriftmäßige Betrachtung der Heere und Waffen Gottes, wozu die vortreffliche und trostreiche Predigt des Herrn Konsistorial- und Kirchenrats wie auch ältesten Hofpredigers (also hier noch nicht die bereits gang und gäbe gewordne Bezeichnung Oberhofprediger) Herrn Jablonski Anlaß gegeben, welche derselbe nach erhaltenem Schlesiſchen Sieg am Dankfest in hiesiger Domkirche gehalten.“

Ein Hohenzollern-Prinz war bei Mollwitz gefallen, Markgraf Friedrich, des Markgrafen Albrecht, eines Sohnes des Großen Kurfürsten, 1710 geborner Sohn. Die Leiche des Helden und Johanniterorden-Ritters hatte man zu seiner verwitweten Mutter Dorothea, einer Tochter des Herzogs Friedrich Kasimir von Kurland, nach Friedrichsfelde gebracht. Dort mag wohl Jablonski, der seit Jahrzehnten im befreundeten Schlosse aus- und einging, und dessen nun so schwer betroffene Herrin grade vor drei Jahren bei dem jüngsten Enkel Jablonskis Taufmutter gewesen, ein Trostwort gesprochen haben; denn als am 27. April der Sarg in feierlichem Zug von dort nach Berlin zur Beisetzung in der Domgruft gebracht wurde, ist in den mir vorliegenden Beschreibungen von einer gottesdienstlichen Handlung im Dom keine Rede. Zwei Bataillone des Dohnaschen Regiments, die Staatsminister u. s. w. nahmen den Sarg am äußersten Thor der Königstadt in Empfang, und geleiteten den Zug unter dem Geläute aller Glocken durch die Lands-

berger- und Königstraße, von da auf einem Umweg durch die Spandauerstraße über den Mollenmarkt, Mühlendamm längs der Breitenstraße nach dem Dom. Sollte das Standbild des Großen Kurfürsten nicht den Trauerzug des Enkels zu sehen bekommen? Unter dreimaliger Abfeuerung von zwölf Kanonen und einem dreifachen Ehrenschuß des auf dem nahegelegenen Paradesfeld aufgestellten Regiments fand die Einsetzung des Sarges in die markgräfliche Gruft des Domes statt.

Nun zählte das Leben unseres hochbetagten Hofpredigers nur noch nach wenigen Wochen. Er war hoch hinaufgekommen in Jahren, hatte auch die Grenze überschreiten dürfen, die der Psalmsänger unserem Leben setzt. Bis zuletzt hatte ihm Gott geistige Rüstigkeit bewahrt. Wo Altersgenossen lange schon Feierabend gemacht, stand er noch in voller Tätigkeit auf dem Posten, den ihm sein Herr angewiesen, wie er seinem Sohne einst geschrieben, gleich einem Soldaten, der treu ausdauert, bis der Feldherr die Ablösung sendet. Ihn hielt nicht eine grade bei Geistlichen oft zu beobachtende, dem verantwortungsvollen Amte nicht zum Segen gereichende Täuschung über eine noch vorhandene Leistungsfähigkeit zurück, die seit Jahren schon geschwunden sein mag. Jablonski hatte sich bis in ein hohes Alter geistige Rüstigkeit bewahrt; er gehörte zu den begnadeten Naturen, denen der Herr den Mund fröhlich macht und sie wieder jung werden läßt wie ein Adler. Es liegen mir Zeugnisse von urteilsfähigen Zeitgenossen vor, die auch in den Predigten des achtzigjährigen Greises keine Abnahme der geistigen Kräfte bemerken konnten. Wie er, so oft die Reife ihn traf, bis zuletzt seine geliebte Domkanzel bestieg, so hat er sich auch den andern Arbeiten des köstlichen Amtes nicht entzogen. In Gegenwart des Königs hat er — ein paar Tage vor seinem achtzigsten Geburtstag — einen Sohn des Grafen Dönhoff getauft, in dessen Haus schon sein Vater vor mehr als achtzig Jahren Geistlicher gewesen. Die beiden letzten Taufhandlungen vor seinem Ende vollzog er am Tage des Dankgottesdienstes nach der Schlacht von Mollwitz an einem Türken, den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig in der Schlacht von Oßfaco gefangen genommen hatte; am 25. April noch an einem Sohne des Geheimrats Schmettau, eines alten Bekannten von Jablonski, der mit der einzigen Tochter von Paul v. Fuchs verheiratet war. Aus dem Jahre 1737 ist mir eine Brieffstelle bekannt, daß er trotz seiner hohen Jahre sich nicht entschließen könne, den Konfirmandenunterricht aufzugeben. Bis in dieses Jahr hat er das Armenwesen in der Domgemeinde geleitet; noch drei Jahre länger stand er seit 1695 an der Spitze der großen Waisenanstalt in Potsdam. Und was derartiger beruflicher Nebenarbeiten mehr sind, die man auch in dem damaligen Preußen bereits auf willige Schultern pflichttreuer Männer bis zur Überbürdung zu legen liebte.

Mit der ungewöhnlichen geistigen Gesundheit hielt bis in das hohe Alter ziemlich gleichen Schritt großes körperliches Wohlbefinden; eine mens sana hatte sich bei ihm in corpore sano eingelebet. Was seine Zeit zur Bewahrung der Gesundheit vorschrieb, hat er gewissenhaft eingehalten: in jedem Frühjahr und Herbst ein stärkerer oder geringerer Aberlaß, schweißtreibende Tees aus heimischen Pflanzen und dazu Magenreinigungen, wie sie der Jünger Askulaps bei Molières „eingebildeten Kranken“ regelmäßig ausführen läßt. Die gefährvolle Reise mitten im strengsten Winter 1708—09 (vergl. S. 372) hatte dem bis dahin rüstigen Manne ein Leiden zugezogen, das lange nicht weichen wollte und von Zeit zu Zeit in Schwächezuständen wiederkehrte. Erholung, Schonung, die unsere nervöse Zeit beansprucht, kannte man damals noch nicht; am allerwenigsten unser von allen Seiten „angelaufener“ Hosprediger. Reisen boten keine Erholung wie heutzutage und forderten Mittel, über welche der Domprediger bei seiner zahlreichen Familie nicht verfügte. In späteren Jahren hat sich Jablonski in den heißen Sommertagen für kurze Zeit wie in ein Tusculum auf das Landgütchen seines Schwiegersohnes bei Köpenick zurückgezogen; aber gar oft ward er da aus der ihm nötigen Ruhe aufgestört und mußte zur Stadt und zu früh in das vielbewegte, aufreibende Berufsleben zurück. Ein paar Mal, zumal im letzten Jahrzehnt, reiste er auf Anordnung des Hausarztes nach Freienwalde, dem damals von Berlinern stark besuchten, so schön gelegenen märkischen Badeort. 1684 hatte man herausgebracht, daß des Ortes Quelle heilkräftige Bestandteile enthalte. In der Tat hatte der von der Sicht übel geplagte Kurfürst Friedrich Wilhelm an dem Gesundbrunnen Linderung gefunden. Das Glück des lieblichen Bergstädtchens war für eine Weile gemacht; die Berliner Leidensgefährten zogen ihrem Kurfürsten nach und tranken ein paar Wochen lang an Ort und Stelle das gepriesene Wasser. Aber auch solche Liebhaberei ist der Mode unterworfen. Freienwalde geriet in Vergessenheit, bis 1737 ein paar der Riesengrenadiere dort Heilung fanden und dem verlassenem Städtchen neuen Aufschwung brachten. Unter der wieder wachsenden Zahl der Gäste war ein paar Mal unser Domprediger. Im letzten Winter scheinen aber doch die Gebrechen des Alters sich bemerkbar gemacht zu haben. Ende Februar 1741 meldet der hochbetagte Greis seinem Sohne nach Frankfurt: „Wir sind alle bei leidlicher Gesundheit, außer daß das gute Christlieschen einen ziemlich harten Stand gehabt, woran sie jedoch durch Gottes Gnade völlig rekolligiert ist;“ vier Wochen später schreibt er ihm: „Mit mir bleibt es in einerlei Umständen, die doch Gott sei Dank erträglich sind.“ Und doch dürfen diese körperlichen Umstände die Schaffensfreudigkeit nicht mindern. In dem gleichen Schreiben der Satz: wir wünschen, daß der Schlesiße Krieg bald ein Ende nehme (die Schlacht bei Mollwitz war noch nicht geschlagen),

damit auch wir einmal unseres Königs Gegenwart zu genießen haben, welche viele geistliche und weltliche Angelegenheiten sehnlich erwarten.“

Als unser Jablonski auf Himmelfahrt 1741 (in jenem Jahre der 11. Mai) den Gottesdienst im Dom leitete, ahnte niemand in der Gemeinde, daß sie ihren ehrwürdigen Pastor, seit 46 Jahren ihren treu und fromm erfundenen Seelsorger zum letzten Male auf der Kanzel sehen, seine letzte erbauliche Predigt hören würde. Auch Jablonski nicht. Oder hat die Wahl des freien Schriftwortes als ein leises Vorgefühl zu gelten? Mit kraftvoller, klarer Stimme, in seiner gewohnten herzandringenden Weise predigte er über das Wort des Herrn, dem er nun seit fast 60 Jahren gedient: „Nun aber gehe ich hin zu dem, der mich gesandt hat“ (Joh. 16, 5). Keiner der zahlreichen Zuhörer will bemerkt haben, daß schon während der Predigt ein leiser Fieberanfall den Greis ergriffen. Auch in seinen hohen Jahren war er zumal auf der Kanzel — es ist das keine selten vorkommende Günst eines evangelischen Predigers — so sehr Herr über sich selbst, war er so völlig in das versenkt, was er aus tiefer Überzeugung verkündete, daß leichte Unpäßlichkeiten, körperliche Gebrechen seinen Geist, das freudige Zeugnisablegen nicht anfechten durften. Nach Schluß des Gottesdienstes konnte er noch, wenn auch mühsam, heimgehen. Zu Hause angekommen, brach das gewaltfam zurückgehaltene Fieber mit verstärkter Kraft durch. Er mußte sich legen; lebend hat er das Bett nicht mehr verlassen, um das sich aus der Nähe und Ferne die Seinen sammelten. Manchmal schien es, als ob doch noch der Körper Widerstandskraft genug besäße, die Anfälle zu überwinden. Die Seinigen, die Gemeinde schöpften in solchen Stunden Hoffnung, daß der Herr über Leben und Tod den Vater, den Seelsorger noch eine Weile lassen werde. Jablonski selbst scheint die Hoffnung nicht geteilt zu haben. Er hatte Lust, abzuschneiden und bei seinem Herrn zu sein. Er durfte seine Seele in die Gnadenarme seines Herrn Jesu befehlen, von sich bezeugen, was Paulus am Ende seines Lebens dem Timotheus schreibt: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten“ (2 Tim. 4, 7). So vergingen in Hoffen und auch Harren die Exaudi-Woche, so auch die drei Pfingstfeiertage.

Am Donnerstag in der Pfingstwoche, den 25. Mai, gerade vierzehn Tage nachdem er seiner geliebten Gemeinde zum letzten Male das Wort Gottes verkündigt, ist der getreue und fromme Knecht zur Freude seines Herrn heimgeschieden worden. Am die Mitternachtstunde ist er friedlich und still, wie wohl ein müdes Kind auf den Armen seiner Mutter einschläft, entschlafen. Ein paar Tage später wurde die nun abgelegte sterbliche Hülle auf dem Gottesacker, der die Parochialkirche heute noch umgibt, in die Erde gesenkt, ein „Weizenkorn zu reifen am Tage der Garben“. Am

ersten Sonntag nach Trinitatis, am 4. Juni, fand im Dom die Gedächtnisfeier für den Verstorbenen statt. Hofprediger Steinberg, auch schon ein Greis von 73 Jahren, der seit 1709 von Halle aus nach Berlin berufen war und noch um acht Jahre seinen Amtsbruder überlebte, hielt die Gedächtnispredigt über das Wort des Propheten: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich“ (Dan. 12, 3). Die Predigt scheint nicht, wie nach damaliger Gepflogenheit wohl anzunehmen wäre, im Druck erschienen zu sein; wenigstens habe ich keine Spur von ihr auffinden können. Der Tod des angesehensten und ältesten Berliner Predigers rief allgemeine Teilnahme hervor. Die beiden einzigen Zeitungen der Hauptstadt, die wöchentlich dreimal in kleinem Umfang erschienen und über Vorgänge in Berlin nur sehr karge Mitteilungen brachten, die „Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“ (Spener) und die „Berlinische privilegierte Zeitung“ (Voß), gingen nicht schweigend an dem Ereignis vorüber. „Onkel Spener“ gibt die Mitteilung von dem Hinscheiden mit den Worten „der hochwürdige, hochgelahrte Herr D. Jablonski, dessen evangelischer Wandel ebenso erbaulich war als sein geistreicher Vortrag u. s. w.“ „Tante Voß“ bot ihren Lesern schon zwei Tage nach dem Tode einen kurzen Lebenslauf des „weltberühmten, sanft im Herrn entschlafenen, großen Lehrers der evangelisch-reformierten Kirchen.“ Auch Potsdam hatte bereits sein Blättchen, die „Potsdamische Quintessenz“, die ihren Lesern die Kunde mit dem Zusatz mitteilte: „Die gelehrte Welt in Berlin hat einen berühmten Mann verloren; der königliche Hof vermisst den ältesten Hofprediger, das Konsistorium ein vortreffliches Mitglied, das Kirchendirektorium einen erfahrenen Beisitzer, das Sonett (?) der Wissenschaften einen würdigen Präsidenten.“ Von Berlin drang die Trauerkunde rasch durch Deutschland und über seine Grenzen in die ganze evangelische Kirche, überall herzliche Teilnahme weckend. Es ist unmöglich, auch nur einen Teil der Nachrufe hier verlauten zu lassen.<sup>28)</sup>

Dort auf dem nun geschlossenen, trotz des nahen Straßenverkehrs gar stillen Friedhof der Parochialkirche, dicht an der südlichen Kirchenmauer und neben dem Grabe seiner treuen, ihm um zwei Jahrzehnte im Tode vorangegangenen Lebensgefährtin, ruht seit mehr wie 160 Jahren die sterbliche Hülle unsres Jablonski. Als 1767 sein liebes Dörchen starb, die Pastorin Hoffham, hat man ihre Leiche noch neben die von Vater und Mutter betten können. Längst ist der Grabhügel eingesunken. In die Kirchenmauer ist hochaufgerichtet der Gedenkstein eingelassen, der in redseliger Weise kommenden Geschlechtern verkünden will, wem sie da die Schlafkammer bereitet. Die hastigen Geschlechter des Tages haben den einst berühmten Mann und gefeierten Prediger lange

schon vergessen. Schon beginnt auch die alles wandelnde Zeit dem alten verwitterten Denkstein den Mund zu schließen. Wind und Wetter bröckeln die Worte von seiner harten Fläche ab und lassen nur noch zusammenhanglose Bruchstücke der einstigen Lobrede entziffern. Und doch haben die Jahre noch nicht alles an dem stillen Orte verwandelt. In jedem Frühjahr von neuem breitet über dem Grabe der Fliederstrauch seinen Blättertschmuck und Blütenduft aus, wie er einst das Auge des blumenliebenden Hospredigers gegenüber in seinem Pastorate erfreut; noch in jeder Stunde tagsüber und bei Nacht läßt das einzige Glockenspiel, das Berlin in dem hochragenden Turm der Parochialkirche seit den Tagen König Friedrich Wilhelm I. besitzt, so feierlich und traut einen Choral über den Friedhof und seine Grabhügel und weit hinaus in das lärmige Straßengetriebe wie einen friedvollen Heimatklang aus einer andern Welt mitten in der hastenden Flucht der Zeit ertönen, dem Jablonski bereits mit den Seinen gar oft in stiller Andacht gelauscht haben mag!

Auch auf anderes noch, was unseres Entschlafenen Leben in Mühen und Arbeiten erfüllet, durfte die alles wandelnde Zeit ihre unerbittliche Bettlerfaust nicht legen. Woran Jablonski hoffnungsvoll wie ein Seher geglaubt, wofür er gebetet, gefastet, gerungen und gelitten, das ist zum Teil in schöne Erfüllung gegangen. Wie noch vor zweihundert Jahren die beiden Kirchen der Reformation in unserem Vaterlande einander gegenüber standen, das gehört heute nun doch einer überwundenen Zeit an. Wolle das unsichtbare Haupt der evangelischen Kirche, daß sie für alle Folge überwunden und auch ihre letzten Spuren aus dem Leben der lauterer Söhne und Töchter der Reformation verschwinden. Nicht dadurch ist die arge, böse Haderzeit überwunden, daß man die ewigen „Artikel göttlicher Majestät,“ die unseren Vätern des Glaubens als eiserner Bestand der evangelischen Kirche anvertrauet wurden, preisgegeben und um eines eitlen Friedens willen über Bord geworfen. Gott Lob, nein! Vielmehr völlig im Geiste Jablonskis und im Verfolg seines Wahlpruches des *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ* dadurch, daß an der Schwelle des abgelaufenen Jahrhunderts in schwerer, ernster Zeit, in der das Wort Gottes teuer war im Land und ein Hunger nach demselben in unserem Volke aufkam, der heilige Geist, der uns in alle Wahrheit führet, Glaubensmänner in unserer Mitte erweckte, welche die Gotteskraft des Evangeliums erfahren und erkannt, daß jene „Artikel göttlicher Majestät“ gemeinsames Erbgut der evangelischen Kirchen der Reformation in allen Landen seien. Die wir zu dieser Überzeugung uns durchgerungen und durchgebetet, wenn wir dankbar der Männer gedenken, die schon vor zweihundert Jahren der Herr sich zu auserwählten Rüstzeugen und Vorkämpfern solcher Überzeugung erkoren, dann richten sich unsere Blicke je und je nach dem stillen Orte dort an der Kirchenmauer, wo die Gebeine unseres Jablonski

ruhen, und jene Lichtgestalt, deren Umrisse wir zu zeichnen versucht, steigt vor uns auf, die uns noch auf manchem unserer evangelischen Kirche befohlenen Gange das Geleite geben möchte, wenn wir allen evangelischen Kirchen der Reformation eine Bruderhand reichen zum vereinten Schutz und Trutz wider die mancherlei Mächte in unseren Tagen, die zur Rechten und zur Linken unsere Heilsgüter der Reformation an irgend einem Teile unserer evangelischen Glaubensgenossen und Brüder anzutasten wagen.

Magnum voluisse magnum.